

lig den Anordnungen der Beamten. An einzelnen Brennpunkten des Verkehrs, an der Ecke der Leipziger- und Hermannstrasse, der Friedländerstrasse und Linden usw. herrschte ein gerades Bedürfnis nach Ordnung. Der Zug der Schaulustigen, der nach vielen Zehntausenden zählenden Massen, war vor allem nach den Linden gerichtet. Auf Einzelheiten wollen wir uns nicht einlassen: alles war überaus gelungen und hat bewiesen, wie tief die Liebe der Berliner zum Kaiser im Herzen sitzt.

Die Fortschritte in der Erforschung der Krebskrankheit.

Die Forschungen über die Natur der Krebskrankheit, welche wohl als die verderblichste Krankheit des menschlichen Körpers bezeichnet werden kann, konzentrierten sich in erster Linie auf die Frage nach der Ansteckungsfähigkeit des Krebses. In dieser Beziehung stehen sich unter den ärztlichen Autoritäten noch zwei Parteien gegenüber: die eine hält den Krebs für eine Infektionskrankheit, d. h. sie nimmt an, daß ein parasitischer Organismus vorhanden ist, welcher den Krebs von Person zu Person überträgt; die andere Partei leugnet diese Ansteckungsmöglichkeit der Krankheit. Es ist klar, daß die Entscheidung dieser Frage von größter Wichtigkeit ist, und um die Lösung derselben herbeizuführen, ist vor mehreren Jahren unter dem Vorsitz des Professors von Reuden in Berlin ein Komitee zusammengetreten, welchem außer Ärzten auch Botaniker, Zoologen und Verwaltungsbeamte angehören. Als erste Aufgabe hat man eine Sammelkarte angeordnet, welche den Krebs haben sollte, die Zahl der in Deutschland vorhandenen Krebskranken, sowie das Vorkommen der Krankheit an den verschiedenen Orten festzustellen und zugleich von den Ärzten möglichst ausführliche Angaben über eine vermutete Ansteckung oder Erblichkeit zu erhalten. Der Bericht über die Ergebnisse dieser Sammelkarte und die statistische Verarbeitung des erhaltenen Materials ist nun von dem Komitee vor kurzer Zeit veröffentlicht worden. Trotz der sehr erheblichen Anzahl von einzelnen Krebsfällen, nämlich von mehr als 12000, ist man sich doch klar gewesen, daß dies nur ein erster Anfang sein kann, und man betrachtet mit Recht die erhaltenen Resultate noch als keine definitiven Antworten auf alle die schwierigen Fragen auf dem Gebiete der Krebsforschung. Wohl aber geben sie höchst wertvolle Fingerzeige für die weiteren einschlagenden Schritte. Durch das Material wurde vor allem die Tatsache bestätigt, daß der Krebs eine Krankheit des höheren Lebensalters ist, und daß jüngere Personen fast vollständig von ihm verschont bleiben. Von den beobachteten Fällen kam ein erheblich größerer Teil auf das weibliche Geschlecht, und hier fand es besonders die Unterleibsorgane, welche am meisten vom Krebs befallen werden, während beim männlichen Geschlecht der Magen dasjenige Organ ist, welches am häufigsten der Erkrankung an Krebs ausgesetzt ist. Man konnte ferner bisher schon gewisse Orte in Deutschland, in denen der Krebs besonders häufig auftritt, durch die Sammelkarte feststellen. Die Zahl solcher Krebsherde hat sich vermehrt. Daß der Krebs dagegen besondere Berufsarten häufiger befallt, wie das bisher vielfach angenommen wurde, hat sich aus der Statistik nicht ergeben.

Es ist zu hoffen, daß die fortgesetzten Forschungen des Komitees weitere Aufschlüsse geben werden über die Ursachen dieser verderblichen Krankheit, denen die Ärzte bisher nachsich gegenüberstehen. Es ist wohl sehr wahrscheinlich, daß der Krebskeimer unter den Mikroorganismen zu suchen ist, die unsere Gewässer bewohnen, und nicht unmöglich ist es, daß dieser Organismus durch Vermittlung des Wassers oder durch Genuß von Obst oder Feldfrüchten in den menschlichen Körper eindringt.

Ansichten von Südafrika.

Windhof ist bekanntlich von den Hereros umgeben und enthält deshalb: es wird zur Zeit von dem Oberleutnant Tschow mit seiner kleinen Schaar heldenmütig verteidigt. Daß man in Südafrika auf unvorhergesehene Lebensfälle seitens Eingeborener vorbereitet sein muß, spricht sich in der Gestalt der Gebäude der Deutschen deutlich aus. So sehen wir, ähnlich dem eigentlichen Stationsgebäude, auch das in unserer Abbildung dargestellte Offizierskasino in Windhof in einer verteidigungsfähigen Form als Festung mit einem Schutzbau und krenellierten Mauern erbaut, so daß es recht gut als Verteidigungs- und Stützpunkt dienen kann.

Im oberen Teile unserer Zeichnung ist der Bahnhof in Swakopmund dargestellt. Swakopmund ist bekanntlich der Hafenort, in welchem die nachgeordneten Versorgungsmannschaften den meißten Landweg haben. Es liegt an der Mündung



nördlich der deutschen Kolonialbahn, und ist Anfangsstation der ins Innere führenden, 1901 dem Verkehr übergebenen Bahn nach Windhof. Vor hier aus werden die Expeditionsmannschaften ihren Entschluß ansetzen. Wie unsere Abbildung zeigt, präsentiert sich der Bahnhof in durchaus moderner, europäischer Weise als ein stattlicher Bau, um den manche deutsche Kleinbahn die fernste Südafrikastation zu Gastenstadt beneiden kann.

Führer und Kämpfer der Südwestafrikanischen Expedition.



Mit großer Spannung sieht man den Ereignissen in Deutsch-Südwestafrika, von wo die Nachrichten sehr bedeutend lauten, entgegen, und aller Augen richten sich dabei mit gespanntem Interesse auf die Führer und Kämpfer der Expedition, die an Ort und Stelle befindlichen Schutztruppe. Unseren Lesern wird daher das beistehende Gruppenbild der hierbei in hervorragender Weise in Betracht kommenden Personen willkommen sein.

Zunächst derselben ist der typische Kopf eines Herero enthalten, umgeben von dem Porträt des Oberbühnenführers Maharero, der die Massen gegen die Deutschen anführte, sowie von folgenden Personen: Oberst Leutwein, Kommandeur der Schutztruppe, zur Zeit des Ausbruchs der Herero-Aufstände im Süden der Kolonie mit der Befehlshauptung der dort unbotmäßig gewordenen Bantustämme

befehlshaupt, also von Regierungssitz Windhof abwesend. Oberleutnant Tschow vertritt ihn in Windhof, welcher er mit seiner Truppe von den Hereros eingeschlossen ist. Ferner arg Kämpfer in der als Opfer des Ausbruchs schon im Anfang bei Karibib Gefallene, Oberst Dürr, der Kommandeur des zur Verteidigung ausgesendeten Marine-Expeditionstrosses, in gleichwie Major von Glasenapp, der Kommandeur des Seebataillons, auf dem Dampfer „Darmstadt“ nach Südafrika unterwegs. Nach Eintreffen der „Darmstadt“ dürfte sich dann im Februar das Blatt der Kämpfer der Deutschen wenden, während die im Lande befindlichen heldenmütigen Kämpfer bis dahin ungetroffen einen sehr schweren Stand haben.

Berlag und Stationsdruck der Reichlichen Reichsbahnverwaltung. Verantwortlicher Redakteur: H. S. Knappe in Berlin.

Der Erzähler

Bel der Erhalt recht Begebenen, Beim Geschehen rechter Schluß.

Täglich erscheinendes Unterhaltungsblatt

Träume sind nicht Taten: Ohne Arbeit wird dir nichts geraten.

Die kleine Kapelle.

Preisgekrönte Novelle von A. de Poiseux. Genehmigte Uebersetzung.

(Nachdruck verboten.)

„So lache doch!“ sagte Herr Vanderfull zu Margeline, die selbst durch die Aufregung ihres Unfalls nicht aus ihrer Ruhe herauskam. „Dein Glas ist ja noch voll! Du trinkst nicht gerne Portwein? Ach, ich sehe wohl, was dich quält... Vanderfull ist kein Dummkopf, das glaube mir! Liebigens würde man auch nicht einen Dummkopf zum Präsidenten einer königlichen Kommission ernennen!... Du denkst noch an ihn, nicht wahr? O, ich habe schon Dinge über ihn gehört!“

„Heilige Jungfrau!“ rief Margeline und preßte die Hand aufs Herz. „Besser!“ sagte siebisch im Tone sanften Vorwurfs.

Aber Herr Vanderfull, weit davon entfernt, still zu werden, wurde nur noch lauter. „Ja, ja, ich habe schon Sachen über ihn gehört... Denk! Endlich der verliebte Schächer ist ganz einfach ein Schlingel des Königs.“

„Wie denn?“ riefen wie aus einem Munde die drei Frauen. „Nicht mehr und nicht weniger! Ein Schlingel des Königs. Und der versteht sich darauf, seine Leute auszuzeichnen, nicht wahr? Wenn Du mir das gleich gesagt hättest, anstatt mir von Euren Begegnungen in Sainte-Gudule und von den Rathhaus-Bureaus zu sprechen...“

Niemand antwortete; die drei Zuhörerinnen sahen sich unruhig an und fragten sich, ob wohl der Ruf und der Portwein dem Präsidenten der Kommission, die zu Kopf gestiegen sei.

Er aber fuhr fort: „Da das Bureaufratzenwesen nun einmal ein notwendiges Übel ist, wie ich es gestern siebenmal auseinandergelegt, so muß man auch die Tugenden der Bureaufratzen gelten lassen. Aber es gibt Bureaufratzen und Bureaufratzen, so wie es auch Herbräuer und Bierbräuer, Schenkwirte und Schenkwirte gibt... Es existieren so viele Bureaufratzen, daß notwendiger Weise auch einige geistreiche darunter sein müssen, und da die anderen alle Dummköpfe sind, so müssen diese naturgemäß vorankommen. Es scheint sogar, daß dem einen oder anderen von ihnen eine glänzende Zukunft bestimmt ist. So hat man mich einmal genannt... der heißt Moritz Wastler...“

„Ach, Simmel!“ rief Margeline. „Also, wohlverstanden, nicht wahr? Nicht weil ich ihn die Hand, als wenn er sie ihm hätte mitnehmen wollen.“

„Dank, guter Dank!“

„Nicht, liebes Unsel!“

„Alle waren aufgesprungen.“

„Aber, Donnerwetter, das ist doch keine Veranlassung zu weinen; noch eine einzige Träne, und ich ziehe alles zurück, was ich gesagt habe.“

„Margeline!“ sagte er hinzu und erhob sein Glas, „ich trinke auf meinen zukünftigen Neffen.“

„Auf meinen zukünftigen Neffen?“ antwortete siebisch. „Und ich auf meinen Schwager!“ rief Georgine aus vollem Halse. Sie kannte sich selbst nicht mehr und brach in helles Lachen aus.

„Und Du, Margeline, Du hast noch nicht ange-“

„Auf wen trinkst Du?“ wiederholte die ganze Tischgesellschaft auf einmal. „Ich trinke auf meinen... auf meinen...“

Die arme Margeline konnte nicht antworten. Ihre Stimme verlor sich aufs neue in Tränen.

Der Abend endigte, wie man sich denken kann, mit den angenehmen Klängen der Orgel.

Entel Vanderfull mußte erzählen, erklären und alle Einzelheiten des heutigen, ereignisreichen Tages wiederholen. Mit Wohlgefallen verbreitete er sich über die Rücksichten, die man ihm gezeigt hatte und über alle Ehre, die ihn erwartete. Er erzählte, was die anderen gesagt und was er geantwortet hatte und vergaßerte so es nötig war, um für sich selbst eine vorteilhafte Rolle herauszutreiben. Er stieg überhaupt die ganze Geschichte „nach seinem Schnitt“ zu, wie er selber sagte.

Dann ging man zu einem für die Mehrzahl der Gesellschaft noch viel wichtigeren Thema über. Man sprach über alle die angenehmen Pläne und Möglichkeiten, die das große Ereignis, welches man feiert, nennt, gewöhnlich für die Familien mit sich bringt. Die Hauptidee war wohl jetzt, die unterbrochenen Beziehungen zu Moritz wieder herzustellen; aber das war weder eine langwierige noch schwere Aufgabe.

Am folgenden Morgen bei der Verammlung der Kommission merkte Moritz beim ersten Worte, beim ersten Blick, daß der Wind sich gedreht hatte und daß keine Sonne gewonnen war.

Herr Vanderfull sah ihn lächelnd an, zog ihn in jedem Augenblicke zu Rate, und beim Abschied drückte er ihm die Hand, als wenn er sie ihm hätte mitnehmen wollen.

Siebzeh ging am selben Tage noch zu Frau Wastler.

und drei Tage später vereinigten sich die beiden Familien zu einem ersten, gemeinsamen Gastmahl.

Da Herr Vanderfull erklärte, daß seine Zeit augenblicklich nur seinen Mitbürgern, der Regierung und dem Könige gehöre, und er sich um die notwendigen Formalitäten erst nach dem auf dem Rathhause zu veranlassenden Feste werde bekümmern können, so wurde die Hochzeit auf Anfang November festgesetzt.

Die letzten Tage.

Wir sind am achten November angelangt. Der Tag ist ein Samstag. Jetzt schlägt es Mittag auf den Türmen von Sainte-Gudule, und die schwere Glode der Basilika verkündet mit weithin tragenden Tönen, daß eine feierliche Feier sich vorbereitet.

Die kleine Kapelle der allerheiligsten Jungfrau, deren schöne Güter aus geschlagenem Eisen weit offen stehen, erfüllt im hellsten Lichterglance, und unzählige Blumen erfüllen den Raum mit kostbarem Duft. Aber die Kapelle ist zu klein, viel zu klein für die Menge festlich gekleideter Teilnehmer, die sich darin zusammengefunden hat.

Wir finden viele Bekannte darin wieder: da sind zunächst die Kaufleute aus dem Rathhaus-Stadtviertel, angetan mit langen Röden mit Sammetausschlagen und Kragen. In der Hand halten sie ungeheure Güte, die fast den Getreidemäßen ähnlich sehen. Ihre Frauen und Töchter sind nicht weniger prächtig gekleidet. Umfangreiche Congregate mit wallenden Straußenfedern auf dem Kopfe, um die Schallern lange Schärpen aus schwarzem Sammet und die buntesten farbigen Seidenfelder, deren Falten man es anmerkt, daß sie erst heute nach langer Ruhe zu dieser höchst feierlichen Begebenheit aus dem Kasten genommen wurden, bilden ihren Putz.

Näher oben am Altar stehen der Bürgermeister, einige Mitglieder des Gemeinderates, der Generalstab der Bierbrauerei und die Würdenträger der Gilde in ausgeputzter Haltung, und sprechen laut von ihren Geschäften, denn es liegt ihnen sehr viel daran, nicht mit den einfachen Gläubigen verwechselt zu werden, welche die Kirche als einen Ort der Sammlung und des Gebetes betrachten.

In einer Ecke gemahnen wir eine Gruppe ziemlich aufgeregter, junger Mädchen, rosig, frisch und beweglich wie die Blumen im Mai. Das sind Margelines frühere Gefährtinnen; vielleicht kommt die Reihe zu heiraten auch recht bald an sie, und mit Rücksicht

auf die Augenblicke zu Rate, und beim Abschied drückte er ihm die Hand, als wenn er sie ihm hätte mitnehmen wollen.

darauf sind sie entschlossen, nicht die kleinste Kleinigkeit an der Toilette der Braut und der Eingeladenen unbemerkt zu lassen.

Dann die Verwandten vom Lande, die über alles, was sie sehen, ganz außer sich zu sein scheinen; Nachbarn, die zusammen flüchten und kritizieren; Übergeordnete, denen eine Hochzeit immer anziehend erscheint, mag sie nur alte Erinnerungen oder sentimentale Gedanken in ihnen wachrufen.

Möglichst läßt die Orgel die ersten dumpfen Töne erklingen; der Töne werden mehr und mehr, sie reihen sich an einander und werden zu einem wirklichen Hochzeitsmarisch.

Der Brautjungfer erscheint.

Da kommt Herr Randerfall in prächtigen blauen Rock mit goldenen Knöpfen, „dem Königsrode“, denjenigen, den er bei dem Feste auf dem Hofe neu angelegt hat. Er trägt eine braunkolore Weste aus schwarzem, mit orangefarbener Seide durchwirktem Sammet, die ihn noch formvollender erscheinen läßt, als er sonst schon ist, gelbe, viel zu große Handschuhe und fröhliche Schuhe, sowie eine hohe, weiße Kravatte, die ihm fast den Hals benimmt; sein furchtbarer Schnurrbart sieht drohender aus als je.

Am zur Seite bewundern man die hübsche Braut, die mit goldenen Knöpfen, aber strahlend vor innerem Glücke, in ihrem duffigen, weißen Gewande daher schreitet. Es sieht fast so aus, als hätte der hl. Michael ihr seinen Glorienkranz und seine Flügel verliehen, und als würde sie zweifellos wegfliegen, wenn nicht die massive Persönlichkeit, der sie den Arm gibt, sie in geisterhafter Weise auf unserm Erdboden zurückhält. Ihr Schmutz ist so einfach wie möglich; nur ein düstiger Schleier umgibt sie. Sie hat lange gegen

ihren Onkel ankämpfen müssen, der sie durchaus mit kostbaren Spitzen ausgestattet sehen wollte.

Auf ihren zarten Lippen liegt der Ausdruck innerer Bewegung, und ihre großen, launigen Augen, die durch das sie überhörende blonde Haar noch weicher erscheinen, sehen, da sie dieselben jetzt aufschlägt, träumerisch in die Weite, als hätte sie alles um sich herum vergessen, und lebte nur noch in der Region der Erinnerungen.

Sie lächelt liebenswürdig und verbeugt sich anmutig. Mit freudiger Dankbarkeit im Bilde sieht sie alle Freunde an, die sie im Vorbeischießen begrüßen. Dem glänzenden Streifen gleich, die der weißbelegte Nachen in der Wellen des Meeres zieht, pflanzt sich hinter ihr in der wogenden Menge ein Geflüster der Sympathie und Bewunderung fort.

In der Hand hält sie ein halb verbrauchtes, beiseiden in blauem Sammet gebundenes Gebetbuch. Wie kommt es, daß das Andachtsbuch, das ihr heute dienen soll, nicht besser im Einfluge steht mit der duffenden Brautkleide? O, der treue Begleiter ihrer Herzenserhebungen ist ihr zum Taktman geworden, zur kostbaren Reliquie, von der sie sich im wichtigsten Augenblicke ihres Lebens nicht hat trennen wollen.

Stolz schreitet Moritz daher. Er bietet Frau Randerfall den Arm, die vielleicht erster dreinschaut, als der Tag es erfordert; denn die Freude der Mutter hat die immer neuen Klagen der freudigen Witwe nicht ganz verdrängen können, und der Anblick des Moritz, vor dem sie so oft in ihrem Gebete gewinkt hat, läßt sie vergessen, was sie dem Augenblicke schuldet.

Isabell, beschönigt und demütig wie immer, sieht sich befangen in der neuen Profatrobe mit der Herr Randerfall in überhörender Freude sie bekennt hat; und nur eisig blickt sie auf die Fragen ihres Rivalen, der niemand anders ist, als Moritz, der gute Herr Randerfall. Er hat alle seine Orden und seine neue Verkleide angelegt, und konnte sich in sein Arbeitszimmer versetzt glücken, denn rings um sich herum erkennt er alle seine Beamten, die Kameraden des glücklichen Brautpaares.

Georgine trägt ein hübsches, mit rotem Band verziertes weisses Kleid — zu ihrem großen Bedauern wurde es nicht rot garniert. Sie erfüllt die Funktionen einer Ehrenmutter und versucht, ernst zu erscheinen, was ihr aber nicht gelingen will.

Zwei ganze Tage hat sie es sich eingebildet, wie sie mit der Armenblinde durch die Versammlung gehen müßte, und vor dem Spiegel immer wieder den Gruß und das Lächeln wiederholt, das sie jedem Wohlthäter zum Danke spenden wollte. Jetzt im gegebenen Augenblicke hat sie alles vergessen. Der feierliche Rundgang durch die geschlossenen Reihen macht sie verlangen und vernachlässigt, oder nichtschonweniger bringt sie eine ansehnliche Kollekte zusammen, die sie triumphierend in die Tasche trägt.

Man nimmt Platz. Der Schlag einer Glocke ertönt, und ein alter, großer Priester erscheint an den Stufen des Altars. Man erkennt ihn! Sein Name geht durch die Reihen: das ist der Rektor Sautageot! In der Tat, es haben sich nur Freunde in der kleinen Kapelle versammelt.

(Schluß folgt.)

Lebenswege.

Erzählung von Clara Wilhelmi.

(Nachdruck verboten.)

Nicht lange währte es und sie erhob sich wieder, um den Rückzug anzutreten, doch sie konnte keine Stelle finden, wo sie denselben beginne. Überall blühte sie in tiefe, sah herabsteigende Gassen und Flüsse, die sie beim Hinabsteigen zu verfallenden drohten.

Sie ging von einer Stelle zur andern, aber auch hier gabte ihr nur die dunkle Tiefe entgegen. Erschrocken wandte sie sich wieder der Mitte zu und rief mit aller Kraft die Namen ihrer Begleiterinnen, aber nur das Echo gab den Schall zurück. Schon begann es zu dämmern, und noch immer war sie ratlos allein auf der einsamen Höhe.

Es wurde Mitternacht ganz unbemerklich zu Mute, wenn sie daran dachte, wieviel die Nacht hier zubringen zu müssen, und ihr Triumph über die ererbte Rasse schwinden dahin.

Nachdem sie umher, um eine Stelle zu entdecken, die es ihr möglich machte, hinabzusteigen, sie doch vergebens. Da trach sie in bitterliches Weinen aus, und rief von Zeit zu Zeit um Hilfe, obgleich sie selbst nicht glaubte, daß diese ihr heute noch kommen würde. Wie tief berante sie nun ihre Tollkühnheit und den Lebermut! Beim Hinabsteigen hatte sie nur immer daran gedacht, ob ihr Ziel zu erreichen, und nicht daran, daß sie sich in den Weg zurückfinden könnte. Sie ließ sich auf den erst verlassenen Platz nieder, und dann darüber nach, was sie nun beginnen sollte; da gewahrte sie von ihrer Höhe aus unten im Gebüsch einen Wanderer, und wieder erhob sie ihren Hilferuf. Der Ruf mußte zu seinen Ohren gedrungen sein, denn dieser blühte umher und ging dann in gerader Richtung auf sie zu. Als er näher kam, erkannte sie ihn, daß er ein hübscher, junger Mann in grauem Reisekostüm war. Der Mann, dessen schlängelnde Stod und die umhüllende Tüchle nebst Waldriemen ließen auf einen Touristen schließen.

Schon von weitem rief er ihr zu, nicht mehr ängstlich zu sein, er wolle sie wohlbehaltend herunterbringen. Am Fuße des Gebirges angelangt, küßte er zärtlich den mit einem Waldstrauch gekleideten Strohhut und ließ ein männlich schönes Gesicht mit hoher Stirn, schon gebogener Nase und Augen, braunen Augen sehen. Das dunkle Haar war schlicht gekleidet, und ein wohlgepflegter Bardenbart umrahmte das ovale Gesicht. Während steter er herauf, und bald stand er oben neben Mitternacht. Nach flüchtiger Verbeugung reichte er ihr die Hand entgegen:

„Nun, mein Fräulein, haben Sie keine Furcht mehr, steigen Sie sich jetzt auf meinen Arm und sehen Sie ja nicht in die Tiefe, damit Sie keinen Schwindel bekommen.“

Sie ja nicht in die Tiefe, damit Sie keinen Schwindel bekommen.“

Das junge Mädchen machte auch weiter keine Umstände, nahm die gebotene Hilfe mit Freuden an, und so gelangte sie in verhältnismäßig kurzer Zeit, indem er sie bald von einem Steine zum andern heruntertrug, bald Weide mit Hilfe seiner Hand und seines Stodes einen kühnen Sprung wagten, unten an. Während der ganzen Zeit hatten sie kein Wort gesprochen, jetzt aber, da die Gefahr überstanden, lächelte sie ihm mit dankbarem Blicke die Hand.

„Was wäre aus mir geworden, hätten Sie mich nicht heruntergeholt? Ich danke Ihnen aus tiefstem Herzen.“

„Ich schäme mich glücklich, daß ich Ihnen diesen Dienst leisten konnte, mein Fräulein.“ versetzte geland der junge Herr. „Wie konnten Sie aber da heraufsteigen? Allein wären Sie niemals heruntergekommen.“

Sie erzählte, wie sie sich die Rufe habe eringen wollen, und was ich mir einmal vernehme, muß ich auch ausführen.“ fügte sie hinzu, „sehen Sie, hier ist die Rufe.“

„Da möchte ich mir aber doch erlauben, Ihnen den Rat zu erteilen, daß Sie sich nächstens mit Ihren Wünschen und Zielen nicht so hoch verweisen, wie heute. Nicht immer gibt es von so steller Höhe einen Rückzug, sondern meist einen Sturz in die Tiefe.“

In der Ferne erscholl laut Mitternachts Name. „Man hat mich vermisst, ich werde geholt.“ sagte sie.

„Ich möchte nicht gerne, daß die Anderen erfahren, wie es mir ergangen ist. Bitte, entfernen Sie sich wieder auf dem Wege, den Sie gekommen sind, und nehmen Sie nochmals meinen wärmsten Dank.“

„Ganz wie Sie wünschen, mein Fräulein.“ entgegnete Jener. „Nur möchte ich mir zum Andenken an unsere Begegnung diese Rufe erbitten.“

Verwundert sah sie ihn einen Augenblick an, es lag aber ein Erwas in seinen auf sie gerichteten Augen, daß sie die ihren niederließ und ihm die erbetene Rufe reichte. Zugleich mit dieser erlachte er ihre Hand mit sanftem Druck und sagte: „Auf Wiedersehen!“

Zimmer näher ertönte der Ruf nach Mitternacht, deshalb entzog sie ihm rasch die Hand und eilte davon.

Sie sah es nicht, daß der junge Mann ihr so lange nachschaute, bis ihr helles Gewand in den Büschen verschwand war. Darauf öffnete er seine Brief-tasche, drückte die Rufe an seine Lippen, legte sie dann hinein und barg dieselbe an seinem Herzen.

Mitternacht, bei der Gesellschaft angekommen, erzählte ihr kleines Abenteuer nicht, sondern gab an, beim Blumenpflücken sich ermüdet und dann ausgerückt zu haben. Einige Tage darauf kehrte sie mit der Freundin zum Pensionate zurück; ihre „Verfeinerung“ auf den Felsen und die Begegnung mit dem jungen Herrn hat sie nie erwähnt; nur einmal hatte sie ihrer Schwester Helene gegenüber davon gesprochen. Doch konnte sie ihr den Namen ihres Retters nicht nennen, denn sie hatten beide gegenseitig nicht danach gefragt, und ihn auch nicht genannt.

Nach endlich erkannte sie in dem Fremden ihren Retter oder vielmehr, sie glaubte ihn zu erkennen, denn seine Stimme, die ihr damals bis in die Seele gedrungen, hatte sie noch nicht gehört. Bald sollte sie jedoch auch hierüber Gewißheit haben, denn nach beendigt Gottesdienste trat der Fremde in das Hotel „Zur Sonne“, und Mitternacht hörte ihn Helene fragen, ob er dort einen ständigen Mittagstisch haben könne. Sie erkannte diese Stimme sofort wieder, sie gehörte ihrem Retter. Aber was führte ihn her in ihre Städtchen? Dieser Gedanke beschäftigte sie noch, als ihre Schwester hereinkam, um ihr mitzutheilen, daß sie einen neuen Stammgast bekommen habe. Helene, der Fremde, den wir diesen Morgen am Kirchhofe trafen, ist der Herr, welcher mich im vorigen Jahre von dem Felsen holte,“ sagte erregt das junge Mädchen.

„Wohin zu diesem bestimmt?“ fragte sie.

„Ich glaube mich nicht zu täuschen,“ entgegnete sie, „in der Kirche erkannte ich sein Gesicht, und soeben hörte ich seine Stimme. Seinen Namen hat er mir damals nicht genannt.“

Er heißt Paul Werner, ist Buchhalter hier im Geschäft der Herren Jäger und gestern Abend hier angekommen. Aber was ist Dr. Mitternacht?

Diese stand mit auf der Brust zusammengelegten Händen da, während ein glückliches Lächeln um ihre Züge schwebte.

„O nichts,“ entgegnete sie, „ich dachte nur eben, — ich dachte — ich weiß nicht, was; es ist auch einerlei. Helene, ich glaube, ich bin eine Närrin“;

mit diesen Worten eilte sie zur Tür hinaus und Helene schaute ihr verwundert nach.

Mitternacht aber fragte sich immer und immer wieder: „Hat er auch mich erkannt? Weiß er, daß er hier im Hause meiner Schwester ist?“

Das Haus „Jäger und Söhne“ war ein bedeutendes Handelshaus, und das bedeutendste in Städtchen. Täglich wurden viele große Vollen und Stoffen dort auf- und abgeladen, welche teils mit Schiffen den Fluß heraufbefördert, teils durch die Eisenbahn in die verschiedensten Weltgegenden geschickt wurden. Eine ziemlich Anzahl junger Leute fanden in dem Kontor des genannten Hauses Beschäftigung, und es ist begreiflich, daß der Buchhalter eines so großen Geschäftes immerhin eine ziemlich angenehme Persönlichkeit in einem kleinen Städtchen ist, zumal wenn diese Persönlichkeit sich durch die äußere Erscheinung, durch Schönheit, Gutmütigkeit und seine gesellschaftliche Unterhaltungsgabe auszeichnet. Es ist daher nicht zu verwundern, daß der mit solch reichen Fähigkeiten ausgestattete Paul Werner bald ein gern gesehenes Mitglied des Kasino und der erlesenen Liebling der Damen war. Auch die Herren, namentlich die jüngeren, liebten seinen Umgang und seine stets heitere, anregende Unterhaltung. Zu einige Frauen konnten zu dem geschiedigen, schillernden Weisen Paul Werner sein reiches Zutreffen lassen. Zu diesen gehörte auch Frau Helene Schmidt, dessen Frau Werner es sich recht angelegen sein ließ, ihr Wohlwollen zu erwerben. Er war unermüdlich bereit, der Dame kleine Aufmerksamkeit zu erweisen, er begleitete sie häufig zum Garten, trug dann das Korbbrot, oder führte eines der kleinen Kinder an der Hand und suchte sich überhaupt stets angenehm zu machen. Frau Helene ließ sich aber nicht so leicht beirren, sondern suchte jede annähernde Verfräulichkeit durch eine gemessene Höflichkeit abzuweisen. Paul Werner fühlte aus dem Vernehmen Helene's ihm gegenüber recht wohl heraus, daß er bei ihr nicht besonders in Gnade stand, und war darüber innerlich verstimmt. Seine Klugheit gebot ihm jedoch, sich dies nicht merken zu lassen. Helene mußte wohl zu viel Vertrauen in die Worte Mitternachts setzen: „Ich denke nicht aus Heiraten, ich bin ja fast

noch ein Kind.“ sonst würde sie die Veränderung gesehen haben, welche mit derselben stattgefunden. Sie war noch immer so heiter, wie ehemals; plauderte, scherzte und lachte, aber wenn die Zeit heranrückte, zu welcher gewöhnlich Paul Werner erschien, horchte sie auf jeden sich dem Zimmer nähernden Fußtritt, und ihr fröhliches, rosiges Gesicht leuchtete noch einmal so hell und freundlich, wenn sie ihn erblickte. Viel leicht wußte das junge Mädchen ebensowenig wie deren ältere Schwester, welche Gefühle von ihrem Herzen Besitz genommen, und wie sich allmählich die Regungen einer tiefen Liebe in demselben geltend machten; er sah die heimliche Reizung Mitternachts mit freudiger Erregung wahrnehmen, denn so es doch auch ihm stets mit kindlicher Sehnsucht zum Mute „Zur Sonne“ hin, wo ihm wirklich die Sonne des Lebens aufgingen war.

Ungefähr eine Stunde von dem Städtchen entfernt, findet man die Ruinen eines großen, stattlichen Klosters, welches in grauer Vorzeit der Aufenholdt'schen Familie gewesen. Der eine Flügel desselben ist noch wohl erhalten, während der andere so ziemlich einem großen Schutthaufen ähnelt. Gärten und sonstiges wildes Gezeirp ragt aus den hohen Felsenhöhlen hervor. Unmittelbar hinter dem Kloster erbaut sich eine ansehnliche, große Waldung von hoch zum Himmel emporragenden Eichen und Buchen, welche meistens bis in die Gipfel von Eichen umrankt sind. Und dieses schöne Bild wiegelt sich klar und deutlich in dem hellen Gewässer des majestätisch vorbeischießenden Stromes.

In geringer Entfernung steht das freundliche, von wildem Wein umrannte Haus eines Landwirts, dessen tätige Ehegatten gerne bereit ist, den vielen Besuchern dieses schönen Punktes Erfrischungen zu reichen und dadurch ihre Einnahmen zu vermehren. Alljährlich wurde einmal vom Kasino aus eine Fahrt zu Wasser nach dem alten Kloster gemacht, wo man unter den hohen Bäumen des dichten Waldes sich stets herrlich amüsierte. Auch für diesen Sommer stand diese Partie noch auf dem Veranlagungsprogramm des Komitees, und sollte am folgenden Sonntag stattfinden. An den Tagen vorher wurde viel

gesprochen über die zu erwartenden Freuden und ob das Wetter noch so lange gut bleiben würde, da in der letzten Zeit eine schmale Hitze geherrschte. Man beschloß ein Gemüt, und mit diesem einen Umschlag in der Witterung. Allein das Veranlagungskomitee hatte die letzte Vernehmung abgegeben, daß das Wetter gut bleiben würde, und trostlichen Herzens bestieg man am Sonntag Mittag die schon mit Nahrungsmitteln und mit Nuten besetzten Bahnen. Es wurde eingestiegen, wie man eben Platz fand, nur daß Jugend zu Jugend, und die älteren Herren sich zu ihren Damen setzten. Paul Werner sorgte dafür, daß er in demselben Reihe Platz fand, welcher Mitternacht aufgenommen. Es war eine herrliche Fahrt auf dem blauen Wasser zwischen den malerisch schönen Ufern, welche viele Abwechslung boten. Bald waren die hohen Ufer mit schönen, schattigen Bäumen besetzt, bald zerteilte dichter Gebüsch die sanfte, grüne Talenfläche, dann wieder schlangelte sich der Fluß durch lichte wogende Kornfelder. Ueber alles dieses schaute sich der wolkenlose, blaue Himmel aus, und der Fluß bemühte sich, das Bild desselben getreulich widerzugeben.

Unter Geläch und allerlei Kurzweil und Scherz wurde die Fahrt bald zurückgelegt; schon war man an der Stelle angelangt, wo von der einen Seite des Ufers drei große ehrwürdige Föhren in den Fluß hinabschauen. Ein leises Karolen zieht durch ihre Zweige und die Büchel neigen sich dem zur Seite angepflanzten jungen Föhrenwäldchen zu. Gewiss erzählen sie den kleinen Geheimnissen Geschichten aus längst vergangenen Zeiten, die sie mit erlebt und angesehen haben. Noch eine Biegung des Flusses, und das alte Kloster mit seinem dunklen Waldeshintergrund liegt still und welterlos vor ihren Blicken.

In der Nähe des Waldhauses wurde abgestiegen und in dem geräuch angelegten Garten desselben unter schattigen Bäumen der Kaffee eingenommen. Danach begab man sich in den Wald, spielte „Bäumchen, wechlele dich“, „Verstecken“ und sonstige frohe Spiele. Mitternacht befand sich heute in einer ihr bis dahin ungekannten Stimmung.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Tägliche Erinnerungen.

3. Februar.
865: Kaiser, der Apostel des Nordens, † (Bremen). 1721: Der berühmte Wettergewalt von Seibitz, geb. (Altstadt). 1809: Felix Mendelssohn-Bartholdy, geb. (Hamburg). 1830: Griechenland wird zum souveränem Reich erklärt. 1830: A. v. Salisburn, engl. Staatsmann, geb. 1845: E. von Wildenbruch, Dichter, geb. (Weimar). 1853: A. Novik, Dichter und Maler, †. (Berlin). 1871: Eotvos, ungar. Schriftsteller, †.

4. Februar.
1682: Böttger, Erfinder des Meißner Porzellans, geb. (Schleiz). 1695: Georg v. Dersinger, Feldmarschall, †. (Berlin). 1805: W. Kinsworth, engl. Schriftsteller, geb. (Manchester). 1892: E. Hynare-Carlson, schwed. Schriftstellerin, †. (Stockholm).

Aus der Reichshauptstadt.

(Kaisergeburstag.)
Wer als Süddeutscher das erste Mal in Berlin die Feste des Geburtstages des Kaisers mitmacht, der ist überaus reich und erlaucht, mit welchem Glanz und Pomp dieser hier gefeiert wird; da sind Märsche, Stutgebirg und Klänge der reinen Kaiserfeste. Von all der Festesfreude und den Dekorationen findet man dort fast nichts, und man wird doch sagen dürfen, daß von recht viel Berlinern das Fest aus innerlicher Überzeugung gefeiert wird. Mitternacht kann man das dem grammen Dickschädel nicht abprechen, der am Mittwoch früh am Reichstagsgebäude vorbeifuhr und all den Leuten, die mit der Dekoration und den Vorbereitungen zu Majestät lebte hoch! Recht ärgerlich war er, wenn die Mitternachtsfeier nicht in seinen Kurs einfiel.

Wie immer am 27. Januar, so drangte auch heuer Berlin in freundlichstem Gedenke. Mitternacht zum

Feite hat das Schmutzwasser der letzten Tage, unter den der gesamte Straßenservice zu leiden hatte, aufgehört; die Straßen zeigten sich angenehm trocken und sauber für die patriotischen Spaziergänger der Berliner und der zahlreichen Fremden. Unter den Tischen war es schon am frühen Morgen lebendig; in den übrigen Straßen war man vielfach noch mit den Vorbereitungen für die Festbeleuchtung beschäftigt. Die Festbeleuchtung in den verschiedenen Stadien war recht stattlich. Die öffentlichen Gebäude haben selbstverständlich alle Fahnen aufgezogen. Das Straßenbild wird sehr belebt durch die aus den Schulen von ihren Lehrern zurückkehrenden Kinder. Gegen halb 11 Uhr stellte sich auch ein in den letzten Tagen recht seltener Galt ein: die Sonne, so daß auch diesmal Kaisers Geburtstag wieder mit dem programmmäßigen Höhenzollern weiter ausgezeichnet war.

Den Verlauf all der Festlichkeiten zu schildern, wollen wir unterlassen; nur ein Teil der Rede des Reichstagspräsidenten Graf Ballestrem sei hier ausdrücklich hervorgehoben. Der gewandte Redner machte den 60-70 Abgeordneten, die am Festmahl teilnahmen, in der Kaiserrede folgende hochinteressante Mitteilung: „Meine Herren, als ich mit den beiden Herren Vizepräsidenten die Ehre hatte, Seiner Majestät nach Konstituierung des Reichstages und vorzutreten, hatte ich natürlich auch Veranlassung genommen, ihm zu seiner Genesung und dazu zu gratulieren, daß das Uebel unheilvoller Art und ohne viele Folgen sein würde. Ich habe davon die Bemerkung gemacht, daß es außerordentlich gut und weise von Seiner Majestät gewesen wäre, daß Er mit den ersten Nachrichten, die in das Publikum drangen, über seine Krankheit, auch die Gutachten von ärztlichen Autoritäten veröffentlichte, welche das Publikum zu beruhigen geeignet waren. Da antwortete Seine Majestät: „Ja, Sie haben's gut gesagt, ich bin aber zwei Monate herumgegangen, ohne zu mitleiden, das Sie gutartig oder böseartig

wäre.“ — Meine Herren! welch grohrtige Auffassung! Zwei Monate ist der Kaiser herumgegangen in der Ungewißheit, ob er den Keim eines todtlichen Uebels in sich trüge oder nicht! Während dieser Zeit hatte er immer Seine Kaiserlichen Befehle erfüllt, und niemand ist auf den Gedanken gekommen, daß ein solches Uebel den Kaiser bedrohte. Ich deute dies auch in der Unterbrechung mit Seiner Majestät dahin an, daß ich sagte: „Und noch kurz vor der Operation haben Majestät die bedeutungsvollen Zusammenkünfte mit dem Kaiser von Russland gehabt!“ Da sagte der Kaiser ganz einfach wie ein Familienvater: „Nun ja, wenn's was Böses gewesen wäre, dann wollte ich doch meinem Sohne angenehme nachbarliche Verhältnisse hinterlassen.“ Meine Herren, in diesem Detail habe ich die Sache noch nie vor einer größeren Versammlung vorgetragen. — Die beiden Herren Vizepräsidenten können mir aber bestätigen, daß die Sache so ist.“

Diese bedeutenden Worte müssen aus den vielen Meldungen über die Kaiserfeier hervorgehoben werden. Und nun noch ein Wort zur Illumination, die ein überaus glänzendes Gepräge trug. Schon von 4 Uhr nachmittags an wogten gewaltige Menschenmassen nach dem Innern Berlins, dem eigentlichen Lichtfeste, welches von der Reichshauptstadt den Bewohnern Berlins geboten wurde. Nicht ein einziger größerer Straßenzug, der nicht besondere Beleuchtungsattraktionen bot; bald imposante Profilluminationen, bald Beleuchtungen, Majestät-Effekte, oder Kaiserfeste-Attraktionen, wie sie außer dem Kaiser nur Berlin zu bieten vermag. Von der allgemeinen Illumination waren, wie stets, die königlichen Gebäude ausgeschlossen, eben so hatte auch das Rathaus sich in unbedingte Zinnschneide geschickt. Seitens der Polizei waren die umfangreichen Maßnahmen getroffen, um einen geordneten Verkehr aufrecht zu erhalten. Die Schaulustigen bemühten sich nach Möglichkeit, die alte Parole der Großstadt: „Rechts gehen!“ durchzuführen, und das Publikum folgte mü-